Zeitschrift: Bulletin CILA : organe de la Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée

Herausgeber: Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée

Band: - (1981)

Heft: 33: Le Schwyzertütsch : 5e langue nationale?

Artikel: Mundart und Hochdeutsch an bernischen Primarschulen

Autor: Egli, H.-R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-978170

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mundart und Hochdeutsch an bernischen Primarschulen

H.-R. EGLI, Muri/BE

Ein Bild aus dem Jahr 1840: Als der Eilwagen, in dem der Grüne Heinrich sass, auf einer langen hölzernen Brücke einen starken Strom überquerte, hiess es: «Das war der Rhein!» Dann fährt KELLER wörtlich weiter:

> ... ich befand mich auf deutschem Boden und hatte das Recht und die Pflicht, die Sprache der Bücher zu reden, aus denen meine Jugend sich herangebildet hatte und meine liebsten Träume gestiegen waren.

Das Recht und die Pflicht, hochdeutsch zu sprechen, bejaht der Dichter aus Zürich um die Mitte des letzten Jahrhunderts ohne Frage. Und noch der Einundsiebzigjährige bekennt vierzig Jahre später, es «habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten, dem er angehört.» Damit vertrat Gottfried KELLER keine bloss persönliche Ansicht. Bis in die Zeit des ersten Weltkriegs hinein brauchten die Deutschschweizer zunehmend die deutsche Einheitssprache. Man wagte vorauszusagen, die schweizerdeutschen Mundarten würden, ähnlich wie die süddeutschen, immer mehr zurückweichen und schliesslich verschwinden.

Eine aufgelegte Fehlprognose angesichts der heutigen Mundartwelle. «Bärndütsch» – unter diesem Titel hat der Staatliche Lehrmittelverlag Bern 1979 ein Mundartlesebuch herausgegeben. In den Buchhandlungen sind die Gestelle mit Mundartliteratur gefüllt mit Bänden jeden Umfangs, von Neuauflagen der Werke von TAVELS, GFELLERS, C.A. LOOSLIS bis zu den Veröffentlichungen von Kurt MARTI, Mani MATTER, Ernst EGGIMANN, Ernst BURREN, um nur einige Namen zu nennen. Auf Schallplatten und Tonbändern werden Chansons angeboten. Aber nicht nur literarisch gestaltete Mundart erlebt eine Blütezeit. Junge Leute schreiben sich berndeutsche Briefe. In Radio und Fernsehen nimmt Mundart ganz selbstverständlich ihren Platz ein. Im Zug der weltweiten Regionalisierungsbestrebungen verwenden die Sprecher auch die Dialekte des Alpenraums, Bündner- und Walliserdeutsch, noch vor zehn Jahren kaum denkbar. In Parlamenten, Kirchen, in Gerichten, beim Militär gewinnt die gesprochene Mundart Raum. Wie sollte es in der Schule anders sein?

Es wird zuviel, in manchen Klassen fast ausschliesslich Mundart gesprochen und zuwenig Hochdeutsch gelernt – so klagen Schulkommissionen, Inspektoren und besorgte Eltern. «Unterrichtssprache verwildert» lautete der Titel einer Notiz in der Schweizerischen Lehrerzeitung:

Es ist Aufgabe der Aufsichtsorgane aller Stufen des Unterrichtswesens, auch über den Gebrauch der Schriftsprache als Unterrichtssprache zu wachen. Leider musste die Bezirksschulpflege X auch im Berichtsjahr eine zunehmende Vernachlässigung im mündlichen Gebrauch der Schriftsprache bemerken.

Hochdeutsch sprechen, für KELLER noch Recht und Pflicht, ist für den Deutschschweizer zu einem lästigen Muss geworden, einem Muss, dem er ausweicht, wo und wie er kann. Die Gründe dieses gebrochenen Verhältnisses zur Hochsprache sind für jeden, der sich während Jahren mit der Problematik befasst, ausserordentlich komplex. Sie wurzeln keineswegs nur im Linguistischen oder in einer verfehlten Sprachdidaktik, sie greifen überraschend weit zurück ins Geschichtliche, ins Politische, Individual-, Sozial- und Lernpsychologische, ja bis ins Selbst- und Seinsverständnis von Einzelnen, Gruppen und Nationen.

Es gibt kein einheitliches Schwyzertütsch

In einem seiner Briefe aus München-Buchsee (erschienen 1806) bemerkt Wilhelm von TÜRK, ein norddeutscher Besucher von PESTALOZZIS Lehranstalt:

Übrigens tritt hier beim Unterrichte in der deutschen Sprache die Schwierigkeit ein, dass die Lehrer, welche doch wohl eigentlich *reines Deutsch* lehren sollten, selbst nicht *reines* Deutsch reden. . . . Ich habe dagegen einwenden hören, dass der Schweizer die Schweizer-Sprache und nicht die hochdeutsche Mundart reden solle. Gäbe es wirklich eine, der ganzen Schweiz eigenthümliche Mundart, wo würde ich diesen Einwurf allenfalls gelten lassen. Aber in jedem Cantone findet man eine eigene Mundart, zu welcher sollen nun die Knaben, die man hier unterrichtet, angeleitet werden? Soll der Zürcher Zürcherisch-, der Berner Bernerisch-Deutsch reden? – Mir scheint kein sicheres Auskunfts-Mittel, als sie sämmtlich *reines Deutsch,* frei von allen Provinzialismen, zu lehren; sie werden dann leichter dahin kommen, rein Deutsch zu *schreiben,* . . .»

Mit seinen Bemerkungen wirft von TÜRK Fragen auf, die bis auf den heutigen Tag ungelöst sind: Sprechen und Gespräch als Grundlagen des schriftlichen Sprachgebrauchs, das Spannungsverhältnis von unterschiedlichen Dialekten in kleinen und kleinsten Arealen gegenüber der grossräumigen Geltung der Einheitssprache, die ungenügende hochsprachliche Ausbildung der Lehrer.

Wie differenziert heute die Lage der Dialekte in der Deutschschweiz gesehen wird, davon konnte von TÜRK als Deutscher vor nahezu zweihundert Jahren nichts ahnen. Berndeutsch beispielsweise ist keine einheitliche Mundart: Emmentalerdeutsch, Stadt- und Landberndeutsch, die Dialekte des Oberlandes, das Seeländische und Oberaargauische weichen zum Teil so weit voneinander ab, dass eine Verständigung nicht

immer fraglos gelingt. Oberländerkinder haben zur Überwindung regionsspezifischer Sprachbarrieren eine Art «Zwischendialekt» zu erlernen. Ungeachtet dieser Erschwernisse findet man in Dörfern, die nahe beieinander liegen, ortseigene Prägungen. Für «Hand» sagen Steffisburger «d Hang», Oberhofner «d Hand», alte Üetendorfer «d Hann». Eigentliche Ortsmundarten sind indessen immer schwieriger auszumachen. Zuzüger aus allen Teilen der Schweiz und aus dem Ausland bewirken Angleichungen und Sprachvermischungen. Trotzdem ist Bärndütsch zu einer regionalen Umgangssprache mit Reichweite in der gesamten Deutschschweiz geworden, eine sogenannte Ausbaumundart wie Züritütsch und Baseldytsch. Charakteristisch für diese Grossraummundarten ist es, dass sich in ihnen über alles reden lässt, was die gute Gotte Welt in ihrem Fürtuch hält, vom Kochrezept über Bauchschmerzen bis zu HEIDEGGERS «Sein und Zeit». Sie haben weitgehend die Eigenschaften und Funktionen einer normierten Standardsprache übernommen. Sie machen das gesprochene Hochdeutsch zu einer Fremdsprache, die man zwar versteht, aber ungern spricht.

Dass Hochdeutsch unsere zweite Muttersprache, zum mindesten unsere «Vatersprache» sei, wird kaum mehr anerkannt, geschweige denn vorgelebt. Mundart ist Trumpf, Mundart genügt! In vielen Fällen aber nicht mehr eine profilierte Ortsmundart, vielmehr eine Mischform, ein Jargon mit englischen und andern Einsprenglingen. Was sollen, angesichts dieser Situation, die Lehrplanvorschriften, die nicht von den angedeuteten Schwierigkeiten ausgehen?

Lehrpläne und Schulpraxis

Einige Zitate aus dem Sprachlehrplan für die Primarschulen des Kantons Bern (1973):

- Unterrichtssprache ist spätestens vom 3. Schuljahr an die Hochsprache. Aber auch die Mundart muss bewusst gepflegt werden.
- 1. Schuljahr: Erzählen und Sprechen vorerst in der Mundart, behutsame Einführung in das Verständnis und in den Gebrauch der Hochsprache.
- 2. Schuljahr: Gegenüberstellung mundartlicher und hochsprachlicher Bezeichnungen.
- 7.–9. Schuljahr: Sachberichte auch in der Mundart.

Wie im Berner Lehrplan, so werden auch in den Lehrplänen der übrigen deutschschweizerischen Kantone die sprachbildenden Werte der

Mundart anerkannt. In den ersten Schuljahren sollen die Schüler bei ihrem angestammten Dialekt als ihrer eigentlichen Muttersprache abgeholt werden. Für die Jahre nach der Einschulung sind die Hinweise auf die «Pflege» der Mundart nichtssagend. Von einem durchgehend dialektorientierten muttersprachlichen Unterricht ist nicht die Rede. Überdies zwingt die Schulrealität den Lehrer, namentlich bei selektiven Engpässen, die Schriftsprache dermassen in den Vordergrund zu rücken, dass die Mundart unter dem Diktat des Lehrplans daneben verblasst, auch wenn sie nicht ausdrücklich diskriminiert wird.

Soweit die Situation vom Lehrplan aus gesehen. Die Wirklichkeit in den tausenden von bernischen Primarklassen ist von einer verwirrenden Vielfalt. Es gibt erste Schuljahre, in denen von Anfang an oft und freudig Hochdeutsch gesprochen wird, während in einzelnen Oberklassen fast ausschliesslich Berndeutsch zu hören ist. Das Mittelfeld der Lehrerschaft aber hält es, bewusst oder nicht bewusst, mit dem ehemaligen Lehrer und Schriftsteller Simon GFELLER (1868–1943). 1936 hat er in der Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins unter dem Titel «Die Mundart in meiner Schule» geschrieben:

> Mir ist nicht recht denkbar, wie ein tiefpflügender Sprachunterricht auf der Volksschulstufe ohne Mundart auskommen könnte. Wenn man mir verboten hätte, sie zu verwenden, hätte das für mich geheissen, ich dürfe während des ganzen Unterrichts nur auf *einem* Beine stehen. Wie oft ging ein verschlossenes Türlein auf, wenn ich erlaubte: «Sag's berndeutsch!» Wie oft diente mir diese Formel, wenn ich im Zweifel war und kontrollieren wollte, ob etwas richtig verstanden worden sei.

Soweit Simon GFELLER. In den letzten Jahren hat Hans RAMGE die kommunikativen Funktionen des Dialektgebrauchs von Hauptschullehrern im Saarland untersucht. Wann schaltet der Lehrer auf Dialekt um oder gebraucht er mundartliche Wendungen? RAMGES Antworten: Wenn er veranschaulichen oder die Schüler zum Sprechen, zu vermehrter Aktivität bringen will; wenn er sich ihnen vertraulich zuwendet, aber auch, um Konflikte zu entschärfen oder nebensächliche organisatorische Anweisungen zu geben. Ähnlich wie GFELLER verwenden Saarländer Lehrer den Dialekt zur Verständnissicherung. In Einzelfällen wird er eingesetzt zur Diskriminierung des Schülers: «Du kannscht gleisch deine Sachen packen un nach Haus gehn.»

Einheitssprache als Hauptlernziel

Sowohl die Lehrpläne wie im allgemeinen auch die Schulpraxis halten die hochdeutsche Einheitssprache für ein wesentliches Lernziel der obligatorischen allgemeinbildenden Schulen. Ihre umfassende kommuni-

kative Funktion, soweit sie Lesen und Schreiben betrifft, wird nicht bestritten. Der Deutschschweizer hat indessen Widerstände zu überwinden, wenn er sie *sprechen* soll. Wird er von Ausländern oder Romands hochdeutsch angesprochen, antwortet er meist in seiner Mundart; widerwillig stellt er sich allenfalls um, wenn es nicht zur Verständigung kommt. Einem hochdeutsch sprechenden Studenten erklärte nur die Hälfte von einzeln angesprochenen Gewerbeschülern den Weg zum Bahnhof auf Hochdeutsch. Fragte der Student Gruppen, sank die Umschaltquote von Mundart auf Hochdeutsch viel tiefer; offenbar schämten sich die Lehrlinge, voreinander Hochdeutsch zu sprechen – man denke: ausserhalb des Schulzimmers, auf einer stadtbernischen Strasse . . .

Wie angedeutet, sind die Beziehungen zur geschriebenen Hochsprache weniger gestört als zur gesprochenen. Charakteristischerweise wird die Hochsprache in der Deutschschweiz als Schriftdeutsch bezeichnet. Aber auch im Schriftlichen sind die Leistungen der Schulabgänger oft dürftig. Ihr Schriftdeutsch ist gezeichnet von «Übersetzungspannen». Mundartliche Wörter und Wendungen werden in die Schriftsprache übernommen. Oft handelt es sich um falschen Kasusgebrauch, mundartlich missleitete Präteritumbildung, um Präpositionen und Relativpronomen, die von der hochsprachlichen Norm abweichen, mundartliche Wortstellungen usw.

Wie weit ist die herkömmliche muttersprachliche Didaktik an diesen Missständen schuld? Es gibt immerhin Schulklassen, in denen Sprechen und Gespräch die Grundlage des Sprachunterrichts ist. Man braucht und lernt Sprache, indem man über Sachen, Sachverhalte und Beziehungen spricht, aber auch über Sprechen und Sprache selbst. Im Vordergrund solchen Unterrichts steht die Pragmatik, der Sprachgebrauch. Aber aus diesem didaktischen Ansatz werden unterschiedliche methodische Konsequenzen gezogen, vom völligen Verzicht auf Korrekturen und systematische Grammatik bis zur überlegten Fehlerbeobachtung und -auswertung im Sinne einer flexiblen Taxonomie, einer Klassifikation und Gewichtung von anzustrebenden Lernzielen. Mit Wendungen wie «Du meinst also, dass . . .» oder «Versteh ich dich recht, wenn . . .?» entlockt der Lehrer oder ein Kamerad dem Schüler Präzisierungen, Korrekturen, Ergänzungen.

Inwiefern kommen diese praktisch geübten Gesprächstugenden der schriftlichen Kommunikations- und Sprachkompetenz zugut? Es scheint klar zu sein, dass gesprochene und geschriebene Sprache in wechselseitiger Beziehung stehen, dass Geschriebenes auf Gesprochenes angewiesen ist, wenn es nicht erstarren soll. Aber es sind zwei deutlich

zu unterscheidende Sprachformen. Gesprochene Sprache hat ihre eigene Grammatik, weit weniger rigide, jedenfalls anders normiert als die schriftliche; immer ist sie situativ eingebettet in verschiedene Kommunikationsformen mit direkten und weniger direkten Partnerbezügen. Um diese Bezüge auszudrücken, gibt es eine Fülle von abgestuften Zwischenregistern, die der Deutschschweizer unzureichend beherrscht. Wohl verwendet er sie in der Mundart, nicht aber in der Standardsprache, die für ihn eben *Schrift*deutsch ist, auch in ihrer mündlichen Form.

Wie ist dieses Dilemma sprachdidaktisch anzugehen und zu bewältigen? In vielen Klassen aller Stufen nähert man sich einem Thema zunächst mundartlich, schaltet im geeigneten Moment auf gesprochene Hochsprache um und bereitet so den schriftlichen Ausdruck vor. Derart legt der Unterricht den Grund immer neu durch Schulung der primären Sprachfähigkeiten und stösst immer neu vor zu den sekundären der Schreib- und Buchkulturen. Er wiederholt individuell, was sich im kulturellen Ganzen geschichtlich abgespielt hat. Vielen Lehrern leuchtet dieses Vorgehen aufgrund praktischer Erfahrungen ein; linguistisch und sprachdidaktisch mag es nicht abgesichert sein.

Auch die Mundart ist pflegebedürftig

Ungeachtet des sprachlichen Hauptlernziels «Einheitssprache» gibt es für den muttersprachlichen Unterricht im Bernerland ein weiteres dringliches Lernziel: «Bärndütsch». Namentlich in vorstädtischen Gebieten finden sich Schüler und ganze Schulklassen, deren Berndeutsch abgesunken ist zum abgewaschenen, primitiven Jargon, gespickt mit Hitparaden-Englisch und mit neudeutschen Ausdrücken aus der Medienszene, abgesehen von Blüten aus einer eigenständigen Schülersprache. Wer aber verwendet noch die vielen berndeutschen Konjunktivformen, ehemals Ersatz für die Armut der Zeitformen? Wie lang wird sich die bernische Höflichkeitsform «Dihr» halten gegen das hochdeutsche und ostschweizerische «Sie»? Muss man darum bangen, dass der Vokalreichtum im Berndeutschen abnimmt? (I frieg das alls nid, we's mer nid Chummer miech – ich würde nicht fragen, wenn es mich nicht bekümmerte!)

Wie ist dieser Sprachverluderung beizukommen? Vehement wehren sich gelegentlich die Mundartfreunde unter den Lehrern, oft mit gesprächzerstörenden Zurechtweisungen und Verboten. Sie sind, wie die Dialektologie in den vergangenen Jahrzehnten, an einer antiquierten Mundart interessiert und möchten um jeden Preis am «bluemete Trög-

li», an altertümlichen Mundartformen festhalten. Doch Mundartpflege nach veralteten Regeln, die dem Sprachwandel nicht Rechnung trägt, wirkt auf die Schüler heute provokativ.

Erfolgversprechender als aufdringliche «Pflege», Zurechtweisungen und Verbote ist der situationsangemessene Gebrauch der Mundart. Sie ist vom ersten bis zum neunten Schuljahr gezielt einzusetzen. Unhaltbar ist die Lehrplanbestimmung, vom 3. Schuljahr an sei ausschliesslich Hochdeutsch als Unterrichtssprache zu verwenden. Die mundartliche Annäherung an ein Thema haben wir bereits erwähnt. Je nach Situation ist Mundart oft angebracht in Rollenspielen. Sachbezogen äussern sich die Schüler bei Gruppenarbeiten zu einem Thema. Nicht zu unterschätzen ist die Rolle des Lehrers als Gesprächsleiter bei Klassengesprächen, ob sie mundartlich oder hochdeutsch geführt werden. Entscheidend ist, ob er es versteht, die *Schüler* zu Wort kommen zu lassen, an bestimmten Punkten anzuregen, dann wieder in den Hintergrund zu treten.

Im Sachunterricht wird es immer wieder Phasen geben, in denen mundartliche und hochsprachliche Bezeichnungen einander gegenübergestellt werden. Klar scheint, dass im staatsbürgerlichen Unterricht der Oberstufe auch mundartliches Argumentieren zu üben ist, weil im privaten und öffentlichen Leben politische Themen mundartlich erörtert werden. – Wie weit das neue Mundartlesebuch «Bärndütsch» dem Berndeutsch unserer Schüler auf die Beine helfen wird, hängt weitgehend von der Einstellung des Lehrers und seinem didaktischen Geschick ab.

Eine letzte Frage zum Thema «Mundartpflege». Kann es nicht sinnvoll sein, Schüler ab und zu *berndeutsch schreiben* zu lassen? Abgesehen von mundartlich geschriebenen Briefen oder Berichten gibt es gute Gründe, Notizen für ein mundartliches Votum im Dialekt aufzuzeichnen. Radio- und Fernsehleute wissen, wie unmöglich es ist, schriftdeutsche Stichworte oder Sätze ab Blatt verantwortbar in den Dialekt zu übertragen. Warum nicht im Dialekt aufsetzen? Rechtschreibesorgen? Weg damit! Wir dürfen so schreiben, wie wir unsere Sprache hören, ohne uns vom Prinzipienwirrwarr einer verbindlichen Norm knechten zu lassen. Das kann befreiend wirken und Einsicht in die Veränderbarkeit von Normen vermitteln. Wer für die Rechtschreibung das Bedürfnis nach einer Anleitung hat, findet sie in Werner MARTIS «Bärndütschi Schrybwys» (Bern, Francke, 1972), einem Wegweiser zum Aufschreiben in berndeutscher Sprache. Die Zurückhaltung bernischer Lehrerinnen und Lehrer gegenüber dem berndeutsch Schreiben ist bekannt und verständlich («auch *das* noch!»); Unterrichtserfahrung in einzelnen Klassen lehrt, dass die gelegentliche Abwechslung produktiv auf hochsprachliches Aufschreiben zurückwirkt.

Drei Wege der Sprachdidaktik

Ausgehend von Schulschwierigkeiten der Dialektsprecher gibt es, grob zusammengefasst, drei Wege der muttersprachlichen Didaktik:

1. Ausschliesslicher Gebrauch des Dialekts in Schulleben und Unterricht, Standardsprache nur für Lesen und Schreiben. Begründet und formuliert hat diesen Lösungsweg für das englische Sprachgebiet Peter TRUDGILL in «Accent, Dialect and the School» (London, Arnold, 1975). Diesen Weg praktiziert eine Minderheit von bernischen Lehrern. Persönliche sprachliche Sozialisationserfahrungen («Hochdeutsch-Frust»!) werden unzulässigerweise verallgemeinert und als Begründung für diese «Mundartdidaktik» vorgebracht, aber auch affektive Wertungen von Mundart und Hochsprache sowie der unmittelbarere pädagogische Bezug durch den Dialektgebrauch. Schwierig festzustellen ist, ob die Hochsprache manchen als Ausdruck von Kultur à la Opernhaus erscheint, Mundart dagegen als «Alternativkultur». Bequemlichkeit und Unfähigkeit als Grund für einseitigen Mundartgebrauch sei nur am Rande erwähnt.

2. Die Gegenposition zur «Dialektdidaktik» postuliert die Vermeidung, bzw. «Abschaffung» des Dialektgebrauchs im Unterricht, im Schulleben, ja, wenn möglich, gar in der Familie. Gelernt und gebraucht wird einzig die Einheitssprache. Diese Forderung wird erhoben von dem Dialektologen Ulrich AMMON für die süddeutschen Dialektgebiete (*Schulschwierigkeiten von Dialektsprechern,* Weinheim und Basel, Beltz, 1978). Für schweizerische Verhältnisse ist dieser Weg nicht diskutabel.

3. Dialektorientierte Sprachdidaktik: Hauptlernziel ist die Einheitssprache, aber ausgehend von der Mundart als der eigentlichen Muttersprache der Schüler und während der ganzen Schulzeit kontrastiv auf diese bezogen. Ansätze dazu werden im Bernbiet, wie bereits kurz angedeutet, seit der Jahrhundertwende praktiziert.

Dialektorientierte Sprachdidaktik – einige Postulate

Um 1900 ist ein für diese Richtung grundlegendes Sprachbuch erschienen: «Deutsche Sprachschule für Berner» von Otto von GREYERZ (1863–1940), später Professor für Methodik des Deutschunterrichts sowie Sprache und Literatur der deutschsprachigen Schweiz an der Universität Bern. Der Titel des Sprachbuchs, das bis in die zwanziger Jahre in immer neuen Auflagen erschien, ist programmatisch: der Lehrgang ist

zugeschnitten auf Berndeutsch als Ausgangssprache, stellt diese in Beispielen und Übungen dem Hochdeutschen gegenüber. Ziel ist nicht eine provinzielle Pflege der Mundart, vielmehr die Hinführung zur Hochsprache und die Förderung ihres Gebrauchs. In einzigartiger Weise verband von GREYERZ bernische Bodenständigkeit mit Weltaufgeschlossenheit. Er sah nicht ausschliesslich die Schulschwierigkeiten der Dialektsprecher, sondern auch ihre Chancen, sah Zweisprachigkeit nicht als Bürde, vielmehr als Geschenk.

Für die moderne Sprachdidaktik, die von natürlichen, realen Sprechanlässen auszugehen versucht, ist von GREYERZ bis auf den heutigen Tag ein kaum zu überschätzender Anreger und Wegweiser. Aber die Didaktiker müssen das Problem der Hochsprache in Gebieten, die nur die Mundart als Umgangssprache kennen, neu sehen lernen und gründlich diskutieren, die Pionierarbeit eines Otto von GREYERZ zeitgemäss fortsetzen und ausbauen. Hierzu einige Leitgedanken.

Die Hochsprache soll, soweit das möglich ist, handelnd und in Handlungszusammenhängen erworben werden. Dass bei Umfragen und Interviews für projektartige Vorhaben Schüler sich auch mundartlich erkundigen müssen, liegt auf der Hand; aber ebenso, dass sie das Eingebrachte mündlich und schriftlich hochdeutsch zu fassen versuchen. – Natürliche Sprechsituationen, die mit Handlungen verbunden sind, liegen auch im Organisatorischen des Schulalltags vor. Nicht nur im Saarland werden sie, wie RAMGE das festgestellt hat, oft mundartlich bagatellisiert. Im Fremdsprachunterricht sucht der Lehrer häufig krampfhaft handlungsimprägnierte Sprechsituationen, wenn man so sagen darf. Soll er sie im muttersprachlichen Unterricht, wenn sie sich wie von selbst anbieten, verscherzen? Im hochdeutsch gestalteten Unterrichtsblock heisst es nicht: «Teil da die Bletter us!», sondern: «Teilst du bitte die Blätter aus?»

Nicht nur in Handlungszusammenhängen kann die Hochsprache gelernt werden, auch spielerisch, von hochsprachlichen Liedern, Reimen, darstellenden und Rollenspielen bis hin zum Spiel mit Lauten und Wörtern, bis zur Unsinnspoesie. So prägen sich Rhythmus und Lautgestalt der Hochsprache ein. Das verpönte Auswendiglernen wandelt sich zum «Inwendiglernen», zum gemeinsamen Spracherwerb «par cœur»! Dass das Fantasiespiel des Vorschulkindes in reichem Mass zum Spracherwerb beiträgt, wird allgemein anerkannt. Diese natürliche Lernform gilt es altersgemäss weiterzuentwickeln, selbst wenn sie sich nicht in curriculare Programme fassen lässt.

Zwischen diese direkten Lernmethoden müssten immer wieder kurze Phasen der Sprachbetrachtung, der kontrastiven Grammatik eingeblendet werden, vielleicht gar Umsetzübungen von der Mundart in die Hoch-

sprache und umgekehrt, sofern sie nicht zur öden Übersetzerei führen. Hier könnten die Vorschläge der Deutschen Sprachschule für Berner aufgegriffen und weiterentwickelt werden. Auch die modernen Sprachhefte «Schwäbisch» und «Alemannisch» (Düsseldorf, Schwann, 1977), in denen Dialekt und Hochsprache einander kontrastiv gegenübergestellt werden, vermitteln Anregungen für die deutschschweizerischen Mundarten.

Hauptlernziel des muttersprachlichen Unterrichts in der Deutschschweiz ist, zusammenfassend gesagt, das situationsgemässe Umschaltenwollen und -können von einer Sprachform in die andere. Dazu ist die Schule ein ideales Übungsfeld; sie bietet die verschiedensten Varietäten von formeller und informeller Kommunikation an, wenn sie nicht in lehrerzentrierter Schulsprache erstarrt.

Hochdeutsch als Brückensprache

Das Ja zu unserer Zweisprachigkeit kann zur Einsicht führen, dass es *die* Sprache nicht gibt, nur Sprachen in der Mehrzahl. Auch der Einsprachige ist in sich fortwährend der Kampfplatz in der Wahl der angemessenen Sprachform oder Varietät. Und der Lehrer tut gut daran, hellhörig zu werden für die sprach- und lernpsychologischen Zusammenhänge von Mundart, Hochsprache und Fremdsprache. Zwischen Deutsch (Mundart *und* Hochsprache) und Fremdsprachen bestehen sich überlappende Strukturen, deren gegenseitige Stützfunktionen didaktisch genutzt werden könnten. Die Entwicklung solch gesamtsprachlicher Ansätze ist voranzutreiben.

Ist es nicht beschämend für uns Deutschschweizer, dass das welsche Fernsehen im Jahre 1979 eine Sendung betitelte: «Apprenez à dire grüezi»? Als ob Schwyzertütsch und nicht die Einheitssprache Deutsch eine unserer Landessprachen wäre! Bisweilen erzählen Romands von ihrem Schock beim ersten Besuch in der Deutschschweiz. Eben noch stolz auf ihre in der Schule erworbenen Kenntnisse der deutschen Sprache, realisierten sie mit einem Schlag, dass sie überall, im Tram, auf der Strasse, im Restaurant, kein Wort von dem verstehen konnten, was rund um sie herum gesprochen wurde. Wie nachhaltig der Schock wirkt, ist aus den hohen Teilnehmerzahlen an Kursen für Schwyzertütsch in Freiburg zu schliessen. Der Widerstand von Deutschschweizern gegen das Umschalten auf Hochdeutsch geht so weit, dass sich auch Sprachbehinderte, die Hochdeutsch ablesen und sprechen gelernt haben, über rücksichtslosen und für sie unverständlichen Dialektgebrauch beklagen.

Abhilfe schaffen helfen dürfte ein Sprachunterricht nach den dargelegten Leitgedanken. Frucht solchen Unterrichts müsste der Abbau von Vorurteilen, der Aufbau von Toleranz sein, der Wille, nach den eigenen Möglichkeiten mit dem andern so zu sprechen, dass er mich versteht. Vielleicht wächst dann auch die Einsicht, dass Sprache nicht allein Identifikationsmittel sich abschliessender Gruppen ist, sondern Mittel der Verständigung mit andern, auch mit «Fremden». Damit ist, von den Zielen des Sprachunterrichts aus, die Antwort auf die Frage gegeben, unter der das Kolloquium der CILA steht: Le Schwyzertütsch, 5e langue nationale? Nein – le «bon allemand» suffit.